



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., O.: Aus den schwarzen Bergen. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pflicht eines jeden Schweizer Bürgers. Nur des Deutschen Reichs gepanzerte Faust schützt das Land vor der französischen Einverleibung und damit auch die Schweizer „Freiheit“!

Zum Schluß möchte ich betonen, daß mir abgesehen von der echt deutschen nationalen Schwäche und vaterlandsfeindlichen Franzosenliebe der Schweizer in seiner knorrigen Art als süddeutscher Volksgenosse durchaus lieb und wert ist. Jeder deutsche Stamm hat seine Fehler. Ich glaube nicht, daß der alemannische Schweizer einen Vergleich zu scheuen hat. Politisch ist er sicherlich reifer als durchschnittlich der Reichsdeutsche, insofern er in seiner Demokratie einen regen Anteil am öffentlichen Leben nimmt. Nur müssen wir uns entschieden verbitten, daß die Schweizer auf uns Reichsdeutsche als „Fürstensknechte“ hochmütig herabsehen, denn wir gestehn der Republik einen absoluten Vorrang vor der Monarchie nicht zu. Vielleicht wird auch der Schweizer noch national empfindlicher, als er jetzt ist. Der Österreicher hat in der Zeit der Bedrängnis auch sein deutsches Herz entdeckt. Die kosmopolitische Schwäche ist ein altes deutsches Übel, das durch die Trennung vom Reiche verschlimmert worden ist, und der Schweizer leidet seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung nach am meisten an diesem Gebrechen. Zu seiner Heilung beizutragen war meine Absicht und ist unsre gemeinsame nationale Pflicht, die mit der leidigen Parteipolitik nichts zu schaffen hat.

Kurd von Strantz



Aus den schwarzen Bergen

3



enn ich Podgorika, das nur zehn Minuten von der türkisch-albanischen Grenze und sieben Stunden Wagenfahrt von Cetinje entfernt im Süden des Landes liegt, mit irgend einer der Städte vergleichen sollte, in denen ich für kürzere oder längere Zeit gerastet habe, so würde ich Tiflis, die Hauptstadt von Transkaukasien, nennen. Hier wie dort das schmutzige, verfallende Viertel der ehemaligen Herren, hier der Türken, dort der Grusiner, Armenier und Perser, und daneben die moderne, europäische, junge Stadt, die Energie und Machtfülle der Russen in imponierenderem Maßstabe aus dem Boden gestampft haben, als die montenegrinische Schwäche und Halbzivilisation in Podgorika. In der östlichen wie der westlichen Stadt wohnen viele Völker wie in einen Schmelztiegel zusammengeworfen, aber durch Unterschiede der Rasse oder noch mehr der Religion verhindert, sich zu einem einigen Ganzen zu vermischen. Hier

in Podgoriza ein Fluß, die Moratscha, die tief in einer Schlucht vergraben sich dem Auge des Ankommenden entzieht, und die sich nur darin von der zwischen steil abfallenden Ufern die Mitte der Stadt Tiflis durchschneidenden Kura unterscheidet, daß kein Friedrich Bodenstein sie je in berechneten Dichtersworten deutschen Herzen nahe gebracht hat. Auch dort in Tiflis überschaute eine alte zerfallne Türkenfeste eine baumlose, sonnendurchglühete, im Hintergrunde vom „tausendwipfligen“ Kaukasus abgeschlossene Ebne, wie hier in Podgoriza am Fuße der Kutschi- und Albanerberge die Zitadellenruine, die auf dem linken Ufer der kleinen Ribniza bei ihrem Einfluß in die Moratscha gelegen ist; und wenn Tiflis zu erzählen weiß von Brand und Mord und den von asiatischen Räuberhorden aufgetürmten Schädelpyramiden, so wiegt das Leid Podgorizas, das erst nach dem letzten Kriege an Montenegro kam, das der Königin Transkaukasiens auf.

Oft haben hier die mohammedanischen Frauen, wenn die Bergesfalten, um nicht in ihren Einöden zu verhungern, plündernd und mordend eindringen, unter Verwünschungen den Knäuel schwarzer Wolle abgewickelt, um die Wiederkehr des Feindes zu verschreien, ja noch kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges hat der Türke blutige Rache genommen, und edles, verräterisch vergossenes Tschernagorzenblut floß in den Straßen der Stadt. Jetzt ist ein großer Teil der Türken davongezogen, in ihrem Viertel auf dem linken Ufer der Ribniza sieht es traurig aus, das Straßenpflaster weist große Löcher auf, die Häuser sinken zusammen, und die vergitterten Fenster ihrer Harems drohen auf die Straße zu fallen. Und nun gar erst die Feste, die die Not der Zeiten, die Nachlässigkeit der Türken und ein Blickstrahl des Himmels in Schutt gelegt hat! Gehört man auch nicht zu den sentimentalischen Naturen, die mit Vorliebe auf alten Trümmern trauern und das Lied von der *vanitas vanitatum*, *omnia vanitas* anstimmen, so zieht doch in unserm Geiste bei der Erinnerung an die beiden so weit von einander entfernten Städte, die einstmals dem turanischen Erobererstamme gehorcht haben, die Geschichte des Volkes vorüber, mit dem einst deutschen Kindern von ihren Ammen gedroht wurde, und das selbst heute noch in seiner Ohnmacht den Schlaf der spitzfindigsten Diplomaten von Bujukdere, Therapia und Pera stört.

Majoritätsbeschlüsse, allgemeines und geheimes Wahlrecht, die *ῥῆδρι λόγων*, sowie Mitleid und Milde haben nie in der Geschichte einen Staat groß gemacht, wohl aber die Energie, die eiserne Rücksichtslosigkeit, der brennende Ehrgeiz einzelner. *) Vor unserm Auge tauchen die Kraftgestalten der ersten

*) Indem ich aber manches las, manches hörte, was das römische Volk zu Hause und im Felde, zu Wasser und zu Lande an herrlichen Thaten vollbracht hat, kam mir so zufällig der Gedanke, darüber nachzusinnen, was denn allermeist so großen Ereignissen zur Grundlage gedient hatte. . . . Indem ich nun viel darüber nachdachte, stellte sich bei mir die Ansicht fest, die ausnehmende Thätigkeit Weniger habe das alles zu wege gebracht. Sallust. Catilina, cap. 53.

türkischen Herrscher auf, die das osmanische Reich bis an die Säulen des Herkules, die libysche Wüste, die russischen Steppen am Don und Kaspiischen Meere und bis vor die Thore von Wien ausdehnten: der Padischah Bajazet I., der König Sigismund von Ungarn drohte, er werde nach seiner Besiegung bis nach Rom vordringen, um sein Pferd auf dem Altare von St. Peter mit Hafer zu füttern, Murad II., der nicht der grausame Wüterich der abendländischen Schriftsteller, sondern ein klug überlegender, edler Fürst war, den nicht nur osmanische Chronisten, sondern auch die Byzantiner einen Ordner des Reichs nennen. Hier ist Muhammed II., der Eroberer Konstantinopels, und dort Suleiman der Große, der Held und Gesetzgeber, unter dessen Herrschaft Osmans Traum von dem von vier Gebirgen — Kaukasus und Atlas, Taurus und Hämus — begrenzten und von vier mächtigen Flüssen — Euphrat und Tigris, Donau und Nil — durchkreuzten Reiche seiner Nachkommen zur Wahrheit wurde.

Bei Mohacz gewann dieser größte aller Sultane die Krone des heiligen Stephan, er führte den türkischen Rosschweif bis vor Wien, von wo ihn erst deutsche Bratspieße und spanische Büchsen zurücktrieben. Grundverschieden von andern asiatischen Nomadenvölkern, mit denen der moderne Journalismus mit dem kurzen historischen Gedärm die Türken so gern vergleicht, waren diese in ihrer besten Zeit; recht wohl verstanden sie damals nicht sowohl das Niederreißen, sondern auch das Aufbauen, wie noch heute vorhandne Moscheen, Straßenanlagen, Brückenbauten bezeugen; loben doch selbst die Chroniken der dem Osmanentum feindlichen byzantinischen Griechen die Thatkraft und den Charakter der ersten Sultane während sechs Generationen, die auf den Trümmern des seldschukischen und ihres eignen morschen Reiches ein neues zu gründen und zu erhalten verstanden. Die tiefsehenden Staatsmänner, die die Signoria zur Wahrnehmung ihrer Interessen nach Konstantinopel schickte, haben uns in ihren vortrefflichen Rechenschaftsberichten ein Bild der osmanischen Staatsverfassung hinterlassen, das seine Überlegenheit über gleichzeitige europäische nur zu deutlich auf der Stirn trägt. Der vorurteilslose Gesandte Ferdinands I., Busbek, fürchtete gar, daß die überlegne Lebenskraft und die kluge Politik des jungen Reichs, die straffe Centralisation durch die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht, die dem Occident abging, zu einem dauernden Siege über das Abendland führen möchte, und der genuesische Geschichtschreiber Albertus Foglieta schrieb ein großes Buch *De causis magnitudinis imperii Turcici*.

Unter Suleiman II. erhob sich das Meisterwerk türkischer Architektur, die Suleimaniehmoschee, die noch heute den Abendländer in Erstaunen setzt, der Aquädukt des Justinian wurde wieder hergestellt und ein neuer gebaut, der vierzig Fontänen speiste: ein zweiter Procop hätte, wie der alte über Justinians Bauwerke, sechs Bücher über die Suleimans schreiben können. Die Einführung des Sanitätscharenkorps zeugt von diplomatischer Schlaueit, die in Byzanz

seit seiner Gründung nie ausgestorben ist, die Verteilung des Grundbesitzes und die Verwaltung der eroberten Provinzen erinnern sogar vielfach an römische Eroberungspolitik. Nur in einem freilich konnten die osmanischen Sieger den Römern nicht nachahmen, nicht konnten sie wie jene die Götter der belagerten und eroberten Städte heraustragen in ihr Lager, sie bitten, doch bei ihnen zu bleiben, ihnen dieselbe Verehrung wie vormals und einen noch schöneren Tempel versprechen: der Islam wie die beiden andern jüdischen Religionen kennen nur die Ausschließlichkeit. Das Römerreich war schließlich nicht nur politisch, sondern auch religiös ein Ganzes, jeder fühlte sich mit Stolz als römischer Bürger und betete zum Jupiter, der so tolerant war, selbst die scheußlichsten Produkte ägyptischen Aberglaubens neben sich zu dulden, und vergoß ein paar Tropfen Wein auf dem Altar der Roma oder der göttlichen Cäsaren, die so klug waren, zu allen Göttern, deren sie habhaft werden konnten, zu beten.

So tief war die pax Romana auch in religiöser Hinsicht, so zollschrankenfrei der Götterfreihandel, daß selbst das Christusbild in der Hauskapelle des Alexander Severus seinen Platz fand und selbst der jüdische Gott von den Römern verehrt worden wäre, wenn seine Anhänger sich entschlossen hätten, auch ihrerseits den andern Göttern zu opfern. Der römische Kolonist und Veteran, der sich in erobertem Lande niederließ, verband sich bald durch die Ehe mit den Frauen der Eingebornen, und oft rief ihn das Geschick hinweg, mag es ihm schwerer geworden sein, als Horaz glaubt, sein barbarisches Weib zu verlassen. Der türkische mit Grundeigentum belehnte Krieger, der Sipahi und Timarli, fügte zu dem Schmerz über die verlorne Freiheit noch die Verachtung des Glaubens des Besiegten, und zwei Religionen, Christentum und Islam, standen sich hier gegenüber, deren Anhänger sich durch keine Mischehe, wie im alten Rom, verschmelzen und ausöhnen konnten. So ist der Keim zu dem Untergange des Osmanenreichs schon in den Tagen der Eroberung gelegt worden, der unterdrückte Rajah wurde ein staatszerstörendes Element, ein Keil, den Europa, Rußland voran, immer tiefer in den türkischen Körper hineintrieb, und der Tag mag nicht fern sein, an dem ein moskowitischer Sieger die unglücklichen Freunde und Brüder, wie L. Quinctius Flamininus die Griechen bei den istsmischen Spielen — und mit denselben Hintergedanken — für frei erklärt.

Und dennoch wäre es wohl nicht so reizend schnell bergab gegangen mit der osmanischen Herrlichkeit, wären nicht den ersten kraftvollen Herrschern andre gefolgt, die vergaßen, daß ihr Reich auf Eroberung gegründet und nur durch Eroberung erhalten werden könne, die sich, anstatt in stolz winkendem Reiterbusche ihren Janitscharen voranzugehn, den schändlichsten Lüste hingaben. Welche Schar von Weichlingen, Narren, Tyrannen zieht da an uns vorüber! Da ist Murad IV. mit dem langen, das Gesicht fast verdeckenden Bart, den drohenden Augen und der niedrigen Stirn, deren Runzeln so gefürchtet war,

der in einem Jahre 25 000 Menschen hinrichten ließ, der, als der Cholera-
würgengel in Pera wütete, aus dem größten Becher, den er sich verschaffen
konnte, Tag und Nacht trank, während auf seinen Befehl die außerhalb des
Palastes stehenden Geschütze abgefeuert wurden. Da ist Ibrahim, der Weiber-
held, der der Sicherheit menschlicher Voraussicht künftiger Dinge mißtrauend,
sich schon auf dieser Welt die Freuden des Huri-paradieses schmecken ließ, da ist
Mohammed III., der seine neunzehn Brüder erdroffeln ließ, Abdul Aziz, den
unwissenden Potentaten nicht zu vergessen, der auf einer Rheinfahrt fragte, ob
der Kanal für ihn extra ausgegraben sei, der seinen besten Kampfhahn mit
dem Großkordon des Osmaniehordens schmückte, hohen Mitbesitzern zum Hohn,
und dessen wilden Haß gegen Europa sein kluger Vezier auf den Harem ab-
lenkte, bis sich die urwüchsige Kraft unter den Küssen der Schönen ausge-
blutet hatte.

Und hinter ihnen, in dem Wägelchen, in dem er zum Selamlık zu fahren
pflegt, taucht der gebückte Abdul Hamid II. auf, das Gesicht mit der Habichtsnase
umrahmt von grauschwarzem Vollbart, der Sultan jenseits von gut und
böse, unter dessen Regierung Kleinasien von den Wehlschreien christlicher Mütter
wiederhallte, und die Feze der in den Bosporus geworfnen Armenier von der
reißenden Strömung getragen durch den Hellespont in das Mittelmeer schwammen,
und sich die Proviantmeister europäischer Schiffe weigerten, in Konstantinopel
Fische zu kaufen. Allein im selbstkutschierten Wagen und mit scheuen Blicken
um sich schauend fährt er dahin, hinter der faltenreichen, sorgenvollen Stirne
scheint die Ahnung zu dämmern, daß sein Hausgestirn im letzten Viertel zu
scheinen angefangen habe, und kein Königsgeier wird sein Haupt umflatternd
gesehen, der, wie dem ersten Osmaniden im Engpasse von Ermani, so seinem
jüngsten Thronerben Glück langes Leben und ein Niegeringerwerden des
Schattens prophezeien könnte.

Doch genug der Glossen über Schicksalstücke und Zeitenlaunen, steht doch
Podgoriza nicht mehr unter des Türken Herrschaft, wenngleich noch manche
Mohammedaner, ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, unter dem christlichen
Oberherrn zurückgeblieben sind. Es ist die bedeutendste Handelsstadt Montenegro,
die ihre Ware herunter an den Skutarisee und von da nach Skutari
oder durch den Ausfluß dieses Sees, die Bojana, in das Adriatische Meer
sendet. Sicherheit für Leben und Eigentum lassen einstweilen hier unten noch
zu wünschen übrig, es sind nicht die türkischen Karaulen und Grenzfestungen,
die der Bürger fürchtet, sondern Einbrüche wilder Albanerhorden, die dort
nächtlicherweise von den Bergen herunterstürzen, und die die Drohungen der
Pforte selbst von Raubzügen nicht abzuhalten vermöchten. Der gelehrte Hassert*)
berichtet, daß die Podgorizaer Bürger in der Nacht Lichter in Fenster und

*) Kurt Hassert, Reise durch Montenegro. Wien, Pest, Leipzig, 1893.

Lufen stellten, um den Feinden zu beweisen, daß sie auf ihrer Hut seien. Wir glaubten nicht anders, als daß jene ungekämmtten Bergteufel schon unter uns seien, als wir einst mitten in der Nacht ein gewaltiges Feuer in der Stadt erblickten und gleichzeitig ganze Salven von Pistolenschüssen vor dem Hause, in dem unser kümmerliches Nachtlager aufgeschlagen war, ertönten. Schon wurden unsre Revolver in Bereitschaft gesetzt, als es uns klar gemacht wurde, daß das Schießen der ländlich-sittliche Feuerlärm der Montenegriner sei.

Die Flamme leckte noch hoch an den leichtgebauten Häusern empor, als wir eines frühen Sonntagmorgens Podgoriza den Rücken kehrten. Vom Kranze des Minaret rief der Muezzin die Gläubigen zum Gebet, und schwer beturbante Türken in safrangelben Schuhen, engbehoftte Stadtalbanesen und andre in dem fleidsamen, weißen, kurzen Weiberrock, der dem Kilt der schottischen Hochländer ähnelt, folgten seinem Rufe, dazu erschollen mißtönend durch einander läutend die Glocken der orthodoxen und der katholischen Kirchen. Läutet nur, ihr Glocken, singe nur dein Lied hinaus in die Lüfte, Muezzin, schlagt eure Kreuze vor euern Ikonen, ihr Orthodoxen, wir ziehen mit Freuden hinweg von euern düstern Hallen zum größern Tempel der Natur, in dem statt näselnder Priester die Lerche das Lob des Schöpfers singt, hinweg von euch Wahnwitzigen, die ihr euch auf Erden schon um den Himmel herumschlagt, zu Menschen, die von Religionskämpfen kein Sterbenswörtchen wußten, hinweg von den Juden — zu den Heiden!

Dort, eine halbe Stunde nordwestlich von Podgoriza, wo sich die blonde Moratscha mit der von Norden kommenden schwarzen Zeta vermählt, erscheint, genau in dem Winkel der beiden Flüsse gelegen, ein riesiges, weißschimmerndes Trümmerfeld: es ist das alte Doclea*) oder Dioclea, wie frühere Geschichtschreiber, die die Stadt als den Geburtsort Diocletians ansahen, es genannt haben. Um von der Straße von Podgoriza nach Nikitsch dorthin zu gelangen, müssen wir eine neue Brücke über die Zeta kreuzen, dann auf dem linken Ufer des Flusses zurückgehn und einen tief eingeschnittenen Gebirgsbach auf einer zweiten Brücke überschreiten, die, wie der erste Blick lehrt, fast gänzlich aus alten Säulenfragmenten und -basen und Stücken kunstvoll gearbeiteter Steine hergestellt ist, um auf der andern Seite auf einen Weg zu kommen, der von einer Reihe Inschriften tragender Blöcke zu beiden Seiten begrenzt wird. Er führt uns direkt auf eine Lücke in der Stadtmauer zu. Unter Dornbüschen, Brombeersträuchen und Unkraut schlummern hier, halb versteckt dem Blicke des Suchenden, die Ruinen von Dioclea. Hier und da hat der Bauer, um Platz für seine Maisfelder zu schaffen, Steine und Ziegel sorglich auf einen Haufen zusammengetragen, an andern Stellen bieten sich

*) Für den folgenden Abschnitt s. *Archaeologia* Vol. 55 p. 33—92. On the Roman town of Doclea, in Montenegro. By J. A. R. Munro, W. C. F. Anderson, J. G. Milne and F. Haverfield.

dem überraschten Auge Säulenstümpfe und Grundmauern von großen Gebäuden dar, die Herr Kovinski, ein gelehrter Russe, der lange in Montenegro lebte, und Herr Munro, ein Fellow des Lincoln College in Oxford, vor einigen Jahren hier bloß gelegt haben.

Gleich am Eingange rechts liegt neben einer gebrochenen, weithin leuchtenden Säule ein Tempel, den die Gelehrten als der Roma oder Minerva geweiht bezeichneten, weiter hinein steht ein kleinerer der Diana. Beide sind in römisch-ionischem Stile gebaut gewesen, in der Mitte der Giebel wurden die Büsten der Göttinnen in Hochrelief entdeckt, an dem kleinern Tempel der Diana sieht man noch jetzt die Reste zweier großer flacher Delphine, die das Geländer zu beiden Seiten der Eingangsstufen schmückten. Östlich von diesen Tempeln liegt eine Gruppe von zusammenhängenden Gebäuden, die die öffentlichen Bäder der Stadt darstellten. Da sind Zimmer mit und ohne Heizvorrichtung gewesen, ein Schwimmbad, eine Reihe ganz großer, mittlerer und kleinerer Zimmer, gedeckte Säulenhallen, offene Höfe, Gymnasien, kurz, diese Stadt im rauhen Illyricum, die wahrscheinlich erst unter Vespasian das Bürgerrecht erhielt, scheint einen luxuriösen Badepalast gehabt zu haben, als man heute auf der ganzen Balkanhalbinsel finden könnte. Gegenüber dem Bade und nach Stil, Ausführung und Inschriften zu urteilen der besten römischen Zeit unter den flavischen Kaisern angehörig steht an der Westseite eines offenen Platzes, des Forums, das Hauptgebäude der Stadt, die Basilika. Man weiß, daß die römische Basilika, die als Börse, Stelldicke und Gerichtshalle diente, von den christlichen Architekten als Vorbild für ihre Kirchen benutzt wurde, und daß dem verachteten und bitter gehaßten Heidentum, gegen das die Kirchenväter so viel Gift und Galle verspritzten, nicht nur die Idee, sondern auch die mächtigen Marmorsäulen selbst entlehnt wurden, mit denen man die Heiligtümer des neuen Gottes schmückte. Dabei kam es dann nicht darauf an, Säulenbasen, Schäfte, Kapitäle, Gebälke herauszureißen aus den Prachtbauten der Antike und mit barbarischem Unverstand oft in einer Säulenreihe die verschiedenartigsten Stile neben einander zu reihen, kurze Basen zu verlängern, zu lange Schäfte zu kürzen, auf Kapitäle erhöhendes Mauerwerk zu kleben: die bekannte Geschmacklosigkeit der Mutterreligion kam an der hereditär stark belasteten Tochterreligion zu erschreckendem Ausbruch, und wer sich an das traurige Ende der herrlichen, ebenfalls auf dem Heidentum ruhenden Renaissancekunst durch Protestantismus und Bildersturm erinnert, der weiß, daß die hohe Patientin bis heute noch nicht gänzlich genesen ist. Auch in Doclea entdeckte Herr Munro unter riesigen Schutthaufen die gut erhaltenen Wände zweier christlicher Kirchen, zu denen die erwähnte Basilika den bequem gelegnen Steinbruch hatte abgeben müssen, man fand hier die verschiedenartigsten Kapitäle, römisch-korinthische von der Basilika, römisch-ionische, solche ganz verrohten ionischen und byzantinischen Stils über den Boden verstreut.

Die Arbeiten des russischen und des englischen Gelehrten haben, trotz mangelnder Geldmittel, ein kleines Pompeji bloßgelegt und uns das Bild einer römischen Provinzialstadt zur Zeit Justinians verständlicher gemacht. Dreiundzwanzig neue mehr oder minder vollkommene Inschriften wurden durch Herrn Munro entdeckt und veröffentlicht und die Lesart der vorher gesammelten teilweise korrigiert, bevor die Unwissenheit der Anwohner, die in die Häuser Podgorikas ganze Architrave mit Inschriften eingemauert haben, noch weitere Zerstörung anrichten konnte. Freilich sind nur erst einige Stellen des Trümmerfelds untersucht worden, aber weiteren Forschungen dürfte nichts entgegenstehn, um so mehr, als der Ort unbewohnt und nicht tief mit Erde zugedeckt ist, und wenngleich in ganz Montenegro wohl nicht einmal ein Mummius ist, doch die Erlaubnis zu Nachgrabungen gern gegeben wird.

* * *

Montenegro wird durch eine tiefe Einsenkung, die von Süden nach Nordwesten verläuft, in zwei ungleiche Hälften geteilt, das westliche kleinere eigentliche Montenegro und die östliche, größere Verda, die sich erst 1831 mit dem Fürstentum vereinigte. Dieser Einschnitt beginnt bei Podgorika, geht aufwärts an den Ruinen von Doclea vorbei in das Thal der Zeta, wo er durch den mächtigen, sich quer herüberschiebenden Planinizarücken auf eine kurze Strecke unterbrochen, in die Ebene von Nikšić, ein großes fruchtbares Feld, mündet. Von hier führt ein neuer Einschnitt, die berühmten Dugapässe, herüber in die Hochebene der Herzegowina. Wir hatten uns vorgenommen, auf diesem wichtigen Wege das Land zu durchkreuzen, er bietet die beste Verbindung mit den okkupierten Provinzen: eine Thatsache, die den Türken wohl bekannt war.

Immer waren die Dugapässe ihr Einfallthor, das Nikšićer Thal und die Zetaebene ihre Verbindungslinie mit Albanien; das Heer Omar Paschas 1862 wie das Suleiman Paschas 1877 zog durch diese Schluchten, in denen noch heute die verrosteten Patronenhülsen der türkischen Soldaten gefunden werden. Vor dem Berliner Kongresse gehörte Nikšić wie Podgorika der Türkei; ein Blick auf die Karte lehrt, wie weit sie in das Gebiet des Feindes vorsprangen: wie eine Schleife schnitten sie in die schwarzen Berge, Verda von Montenegro trennend, ein, und hätten die lässigen Türken nicht vergessen, die Verbindungsstraße zwischen Süden und Norden durch Blockhäuser zu schützen, so wäre den türkischen Bataillonen mancher Schweiß- und Blutstropfen erspart geblieben. Nur eine Türkenfestung, und diese in überraschend günstiger Lage nördlich von Doclea hoch oben auf einem isolierten Berggabel dort gelegen, wo sich das Zetathal zur Ebene von Bjelopawlitsche öffnet, die Trugburg Spusch, die sowohl das Zetathal nördlich, wie südlich das enge Defilee bis Doclea beherrscht, wurde von ihnen angelegt, doch „mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?“

Die grüne Ebne von Bjelopawlitische, in die wir auf bequemer Fahrstraße eintreten, würde mit ihren im reichsten Fruchtseggen prangenden Feldern, die das schwarzblaue, vielfach gewundene Band der Zeta durchschlängelt, keinen unfreundlichen Eindruck machen, wenn nicht die kahlen, weißgrauen unfruchtbaren Felswände zu beiden Seiten so neidisch auf das Bild der Lieblichkeit zu ihren Füßen herabsähen, als ob sie selbst diese kleine Alluvialebne, das Geschenk der Zeta an Montenegro, dem Lande mißgönnten. Langsam steigt die Straße hinter Spusch auf dem rechten Zetaufer hinan, wir passieren Danilowgrad, ein neues, günstig auf einem Plateau am Fuße der Berge gelegenes Städtchen, durch seine Lage in der Mitte des Landes vielleicht dazu bestimmt, Cetinje den Rang als Residenzstadt streitig zu machen. Hinter Danilowgrad steigt die Straße stärker, die Zetaebne zu unsern Füßen kommt plötzlich durch einen gewaltigen Querriegel zum Abschluß, und während die Zeta darunter nach Art eines richtigen Karstflusses fortströmt, nimmt die Landstraße in Mäanderwindungen den Weg über den wüsten Block, der den ausgeprägten Typus des Karstes trägt und an ein hübsches montenegrinisches Märchen erinnert. Der liebe Gott, so heißt es dort, wäre einst, da ihm seine Schöpfung zu schön dünkte, mit einem Sack voll Felsen einhergezogen, um hier und da durch Einsäen unfruchtbarer Steine eine Abwechslung zu bringen in die einförmige Anmut der Landschaft; als er sich aber gerade über Montenegro befand, sei der Sack geplatzt, und der ganze für unendliche Länderflächen berechnete Steinsegen hätte sich über der einen unglücklichen Stelle entleert. Wären noch Hellenen hier, so hätten sie die Tschernagora für den Ort angesprochen, wo Zeus mit den Titanen kämpfte und Ossa auf Pelion, Pelion auf Olympos häufte, und die unter uns im Berge stöhnende Zeta hätten sie für eines der mutigen Riesenkinder erklärt, das von dem erzürnten Kroniden mit einem mächtigen Felsblocke zu Boden geschmettert zeit lebens hier gefesselt liege und nach Befreiung seufze, wie der an den Kaukasusfelsen geschmiedete Prometheus des Achylos.

Die moderne Geologie faßt das Phänomen prosaischer auf und erklärt, daß der Kohlen säuregehalt das Wasser befähigt, den Kalkstein aufzulösen, und daß durch diesen Erosionsprozeß zahlreiche Höhlen gebildet werden, die das ganze Karstgebirge durchziehen. Nicht nur in Montenegro würden diese unterirdischen Flüsse, die sich im Bergesinnern oft zu Seen verbreiterten und Kaskaden bildeten, gefunden, sondern auch im ganzen Gebirge des österreichischen Küstenlandes, das sich als Fortsetzung der südlichen Kalkalpen bis tief in die illyrische Halbinsel ausdehnt. Sie führt als Beispiel die bekannte Grotte bei Adelsberg an, in der der Poikfluß in ewiger Höhlennacht dahin rauscht, der dann als Unz wieder zu Tage kommt, eine große Thalmulde, die man im Karst Polje nennt, durchströmt, wiederum verschwindet, um dann bei Oberlaibach wieder als schiffbarer Strom das Sonnenlicht zu begrüßen. Und

wenn dann der unterhöhlte Boden nachgäbe, so erzählt die Wissenschaft weiter, und die Kalksteinmassen zusammenstürzten, so entstünden jene Einsturztrichter oder Dolinen, die die Oberfläche so stark zerreißen, und die man, war das unterminierte Gebiet sehr ausgedehnt, vielleicht ein See, Kesselthäler nenne; Atmosphärien zersetzen dann die Innenwände der Trichter, die Produkte der Zersetzung würden herabgeschwemmt in den Thalgrund, wo sie sich ansammeln, die müßte Zerstörung wieder gutmachen und durch ihre Fruchtbarkeit mannigfache Kulturen ermöglichen.

O. L.



Die Kunst für alle oder für wenige?



ie „Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung“ in Hamburg hat eine Aufführung klassischer Dramen für die Schüler der obern Volksschulklassen veranstaltet und darüber einen Bericht herausgegeben (Hamburg, C. Boysen). Durch die Opferwilligkeit aller Mitwirkenden, der Theaterdirektion, der Schauspieler und der Lehrerschaft wurde 8000 Kindern der Genuß zu teil, drei Stücke je für 25 Pfennige zu sehen. Jedesmal wurde 2000 Kindern für 500 Mark eine besondere Vorstellung in den Mittagsstunden gegeben, und drei Stücke wurden, nachdem sie vorher in der Klasse durchgenommen waren, viermal hinter einander aufgeführt. Die äußerliche Veranstaltung, die ein großes Stück Arbeit darstellt, wird in dem Bericht ausführlich beschrieben, sodaß hier für Nachahmungen ein erstes Vorbild vorliegt. Die Lehrerschaft ist von dem Erfolge sehr befriedigt und sieht das Erreichte als einen wohl gelungenen Anfang an, was in allen Einzelheiten in dem Berichte nachgelesen werden mag. Die Schauspieler haben, wie sie selbst mitteilen, mit voller Begeisterung vor dieser eigenartigen Zuhörerschaft ihr bestes gegeben. Indessen meint die erste Schauspielerin, nach ihren Eindrücken „sei doch die Schaubühne erst für die heranwachsende Jugend,“ und der erste Schauspieler schlägt nach seinen Erfahrungen vor, „solche Stücke zu wählen, bei denen es für die Jugend mindestens ebensoviel zu sehen wie zu hören giebt.“ Selbst die Lehrerschaft äußert in ihrem zusammenfassenden Urteil, das eine der gewählten Stücke, Minna von Barnhelm, sei den Kindern „der Hauptsache nach bedauerlicherweise nur eine spaßige Geschichte gewesen.“ Einen allgemeinen großen Eindruck habe dagegen Wilhelm Tell gemacht, während an der Jungfrau von Orleans namentlich die Mädchen Gefallen gefunden hätten.

Grenzboten II 1899

75